Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 75 (2000)

Artikel: Der Befund

Autor: Trummer, Silvia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-324658

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Befund

Silvia Trummer

Baden, März 1999

«Der Befund wird am Samstag da sein, gegen Abend», hat Jonas gesagt, «bitte, Mama, ruft uns nicht mehr an vorher. Isabel und ich versuchen, ruhig zu bleiben. Es gilt jetzt nur zu hoffen.»

Während in mich einsickert, was ich vor einer Stunde noch nicht wusste, diese schlimme Möglichkeit, die schlagartig alles verändern könnte, laufe, flüchte ich, treppab, zum Wasser, zu den Bädern, wie man das hier nennt, den Quellen, irgendwo gibt es eine Stelle, wo man den Zugang zum Inneren der Erde ahnt. Keine Zwischentritte auf den Stufen, etwas in mir hütet Orakel. Die Gebäude über den Quellen, sie sind aus dem letzten Jahrhundert, entsprechen mir auf eine unzeitgemässe Art. Wüchsen mir Riesenarme, ich würde sie retten und irgendwo ins Weiss des nächsten Jahrtausends stellen. Das Tropfen aus dem dünnen Springbrunnnenstrahl in einem verglasten Innenhof ist meine Sanduhr. So unmerklich wie dort gleitet kein Mittag in den Abend, in die Nacht hinein. Vielleicht wird es mir da gelingen, meine Gedanken zu ordnen.

Doch dann treibt es mich weiter, dem Fluss entlang, an der Holzbrücke vorbei, das Märzlicht schmerzt mich jetzt und blendet meine Augen – «Wo ist das Tiel?», fragte Jonas sommerlang, es mögen zwanzig Jahre her sein, Sonnenspiel glitzerte in den Wellen unter den Bodenbrettern, und ich hatte das Kind auf die Höhe des Fensters in der Mitte der Brücke zu heben, immer wieder. Das Tiel war ein an der rechten Ufermauer angeketteter Drache mit schauerlich roten Augen. Über die Dauer eines langen Festes in dieser Stadt hinaus trotzte er der Strömung und verschwand dann über Nacht. Das Tiel löste Schauder von Faszination und ängstlichem Mitleid aus bei Jonas, noch heute, denke ich, ist eine Spur von ihm im Fluss geblieben.

Es gibt Dinge, die Löcher in die Zeit bohren, und durch die gebohrten Löcher kann man in die Vergangenheit oder in die Zukunft schauen. Der Satz stammt aus dem Film, den ich letzthin nach langem Suchen in der Mediothek gefunden und

abends gleich zweimal hintereinander angeschaut habe wie damals im Kino. «Jonas qui aura 25 ans en l'an 2000». Viel Orange, viel roter Hintergrund. Viel Aufbruchstimmung an den Küchentischen. Viel Kritik, aber auch viel Hoffnung. Viele ausgesprochene Botschaften, eigentlich nicht verstaubt, aber auf der Strecke gelassen, irgendwo in den Knicken und Krümmungen der Zeit stillschweigend deponiert. Ich habe mich weniger daran erinnert als an das Bild des fünfjährigen Jonas, die hellen, überaus wachen Augen über dem Rot der Latzhose. Geblieben das Geheimnis um die Sprache der Wale, es ist noch nicht entschlüsselt.

Andreas erinnert sich nicht mehr an den Film. Haben wir ihn nicht zusammen gesehen? Dabei schien mir einer der Hauptdarsteller, Mathieu, damals so viel Ähnlichkeit mit Andreas zu haben. Mathieu mit dem trotzig vorgestreckten Kinn, der am Schluss des Films sagt: «Wir fangen nochmals von vorne an, Jonas.»

Dass unser Sohn Jonas heisst, hat nichts mit dem Film zu tun, dieser kam nach seiner Geburt in die Kinos. Oder doch? Fangen wir Wörter, Klänge, Silben auf, die uns von der Zeit zugeweht werden? Und ich habe ja dann auch die roten Latzhosen genäht, habe mich mit dem Kinde an der Hand in Menschenketten eingereiht, die für eine friedlichere und gerechtere Welt aneinander vorbeizogen, voller Hoffnung und Aufbruch. Wir glaubten, ein Vierteljahrhundert sei lang, lange genug, um die Welt zu verändern. Das Jahr 2000 haben wir jenseits aller Mahnwachen gesehen, als eine Art Grenzbahnhof, die Zeit danach eine weisse Fläche, von uns nicht mehr zu beschriften.

Von Jonas schon, er würde auf ihr seine Zeichen ziehen.

Sie ist ganz nahe gerückt, die weisse Fläche, ihre Nähe fängt an, uns die Luft abzuschneiden. Hinter uns die mehrfach beschriebenen, bekleckerten, besprayten, bekritzelten Flächen, auf denen sich schon kein Platz mehr für ein Wort findet. Und welches denn würden wir wählen? – Nichts ist ganz anders geworden, auch wir nicht, soll uns das trösten? – Jonas, ja, er hat mit Rötelstift auf die Mauer gemalt, Menschen mit ausgestreckten Armen. Später hat er unsere Zeichen kopiert, wir freuten uns ohne Argwohn, er würde sie weitertragen auf die weisse Fläche. «Jonas qui aura 25 ans en l'an 2000» – der Titel tönte wie eine Fanfare in seiner Fraglosigkeit. Die Worte drehen sich in meinem Kopf. Er wird 25 Jahre haben, nicht sein. Ist die französische Sprache präziser?

Was geht mich das Jahr 2000 an? – Noch 280 Tage, steht auf dem Digitalband. Eine Schwangerschaft lang, denke ich. Noch drei Tage bis Samstag, bis zum Befund. Jonas hat viel Hoffnung in seinen Augen, jenseits aller Befunde, ich versuche mich daran zu halten, ich gehe durch die Strassen, als suchte ich Zeichen.

«Ciao Kuba, meine Sonne», gelb auf den Asphalt gemalt, und fast unlesbar darunter «noch wenige Tage», die Leute gehen schon längst achtlos darüber hin.

Jedesmal meine kurze Traurigkeit, mein kurzer Zorn. Die Liebeserklärung eines Verzweifelten oder Verrückten, was rührt sie Verwandtes in mir an? Dabei bin ich nie im «Kuba» gesessen, das mittlerweile abgerissen worden ist, habe mir die zerschlissenen Plüschsofas und das Kerzenlicht in den halbblinden Spiegeln nur immer vorgestellt. Das Recht, um etwas zu trauern –, wir fangen an, es zu verteidigen mit Zähnen und Klauen, auch wenn es uns niemand streitig macht. Unsere Ohnmacht trifft sich mit der Rebellion junger Leute, die für eine Nacht Kerzenleuchter und billigen Wein in die Nischen der Abbruchhäuser schleppen.

War es erst gestern, dass ich Andreas erzählte, die Stadt sei voller Knospen, Magnolien-, Kastanien-, Glyzinienknospen? Die Glasfassaden, die anstelle der abgerissenen Häuserzeilen errichtet werden, spiegeln keine Bäume. Es kommt zwar vor, an Märztagen wie heute, dass die untergehende Sonne eine Feuersbrunst auf den Glasfronten veranstaltet, eine Hoffnung bricht auf. «Der Wal wird uns ausspucken, Jonas» – es war Mathieu, der das sagte im Film. – Rasch erlischt das Licht auf den gläsernen Fronten, liegt aber lange noch über den Rebbergen im Rücken der Stadt. «Endzeit», denke ich, und da fällt mir der Grenzbahnhof, fällt mir Les Verrières ein und lässt mich nicht mehr los. Auf eine seltsame Art hat dieser Ort mit mir, vielleicht auch mit Andreas zu tun.

Ein Rötelstein neben der Mauer –. Ich stecke ihn ein, er passt in meine Hand. AUFBRUCH – ENDZEIT – GRENZE – DER BEFUND – DER WAL – JONAS? DIE WEISSE FLÄCHE?

Les Verrières, März 1999

Nicht dass Barbara ein Rätsel wäre für mich. Sie ist einfach anders. Wie Frauen oftmals anders sind. Mich, Andreas, stört das eigentlich nicht, ich lasse den andern ihre Geheimnisse.

Es kam mir entgegen, dass sie das Wochenende in diesem abgelegenen Juratal vorschlug. Auch ich finde diese Landschaft zum Mindesten interessant, seit wir zum ersten Mal da waren, damals noch mit Jonas, der unsere Spaziergänge mit einem ausgeliehenen Velo umrundete. Der grosse, scheinbar überflüssig gewordene Grenzbahnhof aus dem letzten Jahrhundert, an dem die internationalen Züge nur noch vorbeifahren, hatte auch ihn fasziniert. Wartesaal und Schalterhalle waren abgeriegelt. Man wartete im Freien auf den Bus, der von drüben kam und nach drüben fuhr, in eine Provinz, deren Strassen unweigerlich einmal nach Paris führen mussten.

Barbara sagt, der Bahnhof habe für sie schon beim ersten Anblick eine Art Endzeitstimmung ausgestrahlt, seltsamerweise eine in heiteres Abendlicht getauchte, eine Endzeitstimmung, in der man sich einrichten konnte. An den nutzlos

gewordenen Lagerhäusern vorbei gingen wir auf einem schmalen Strässchen neben den Geleisen. Richtung Grenze und Paris. Jonas fuhr uns vor, bäumte das Velo am Grasbord auf, kam wieder zurück.

Der Weg endete bei einer Kirche, mitten im Feld, deren Türe offen stand. Das rötliche Abendlicht fiel denn auch hier durch die bilderlosen Fenster auf den Boden des Chorhalbrunds. Nochmals gebrauchte Barbara das Wort Endzeitstimmung, ich erinnere mich, sie sagte es heiter. Wir nahmen wahr, dass der Kirchenraum kurz vorher mit einer Seifenlauge geschrubbt worden war, es roch nach Samstagabend, eine Lilie steckte in einem Flaschenhals.

Ich weiss nicht, warum mir die Erinnerung an jenen Abend so deutlich geblieben ist. Vielleicht hängt es mit der Kargheit der Eindrücke zusammen. Vielleicht aber doch mit Barbara, die von einer Art Aufbruchstimmung erfasst schien, in der nebensächliche Einzelheiten an Bedeutung gewannen.

Ins Dorf zurückgekehrt, fielen mir vor allem die Jahrzahlen an den unverhältnismässig stattlichen Häusern auf, die meisten stammen aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Ganz kurz hatte damals ein Scheinwerfer der Geschichte das Dorf gestreift und aus seiner Bedeutungslosigkeit herausgehoben.

Heute, es ist auch wieder Samstag, scheint sich der Ort sogar dem Zugriff der nahen Jahrtausendwende zu entziehen. Die zähen Schneereste auf den Wiesen hocken sich in den Frühling hinein. Zu unserer Enttäuschung ist das «Terminus» geschlossen, für immer. Der charmante Stuck an der Decke des Speisesälchens hat die Komfortlosigkeit der Zimmer nicht wettmachen können. Ça ne marchait pas. Barbaras Reaktion scheint mir allerdings etwas übertrieben. In einem plötzlichen Ausbruch beklagt sie, dass alles, was ihr gefalle, zugrunde gehe, weil es nicht rentiere.

Mit Mühe und Not finden wir eine andere Absteige. Man wohnt hier oder fährt durch. Bei einem Glas Wein – die Märzensonne scheint schräg durch den rötlichen Dralonvorhang ins Restaurant – erkläre ich die geschichtlich gewachsene Situation des Grenzortes und ihre Auswirkungen. – «Es wäre ja unwahrscheinlich», sagt Barbara und blickt an mir vorbei gegen das Fenster, «aber man muss es ausschliessen können. Um fünf Uhr werden sie zu Hause sein. Dann rufen wir an.»

Plötzlich ist es mir klar, wozu wir hierhergefahren sind. Wir sitzen hier, damit wir Jonas nicht von daheim aus anrufen müssen. Wir haben diesen Weg zur Grenze zwischen uns und den Befund gelegt, damit wir ihn zurückfahren können, so oder so.

Seit die schlimme Möglichkeit aufgetaucht ist, haben wir wenig darüber geredet. Was mich betrifft, ich glaube nicht daran. Aber Barbara, soweit kenne ich sie, hat sich schon immer auf das Ausmalen aller Fantasien eingelassen.

Jonas tödlich krank? Es wäre absurd, kann nicht sein. Klar, dass er sich dem Untersuch stellen muss, um jeden Zweifel auszuschliessen. Und dass sich eine gewisse Spannung aufbaut, bis man Bescheid hat, ist auch klar.

Also gehen wir gegen fünf Uhr zum Bahnhof, es gibt dort eine Telefonkabine. Etwas ist anders als letztes Mal, die Schalterhalle beleuchtet. Ein Schatten bewegt sich hinter dem Milchglas. Die Türe ist offen. Hat nicht Barbara letzthin erwähnt, dass wieder ein Zug nach drüben, ein einziger, halte an dieser Station? Ja, auf dem angeschlagenen Fahrplan findet sich eine einzige Abfahrtszeit ohne Bus-Signet. Und dafür ist der Bahnhof bedient, geheizt sogar an diesem frostigen Märzabend? – Barbara rührt das, sie redet von einem guten Omen. «Wofür?» – frage ich. Mich reizen ihre willkürlichen Gedankenverbindungen. «Fürs Jahr 2000 – wofür denn sonst?», entgegnet sie trocken, und mir fällt plötzlich eine Bemerkung ein, die sie letzthin nach dem Anschauen eines Videofilms fallenliess. Sie möchte einmal noch selber einen Film drehen, hatte sie gesagt, mit dem Titel «Barbara, qui sera morte en 2025». Ich fand es nicht unbedingt lustig, aber sie hatte ebenso trocken gelacht wie jetzt.

Isabel nimmt das Telefon ab. «Ja», sagt sie, schluchzt und lacht, «wir werden heute Abend anstossen. Aufs Jahr 2000. Der Befund ist negativ. Jonas wird leben.»

Wir werden morgen den einzigen Zug nehmen, der nach drüben fährt. Wir werden an der ersten Station nach der Grenze aussteigen, uns umsehen und schauen, als hätten wir neue Augen. Wir werden dort sein, als wären wir noch nie zuvor über die Grenze gefahren. Wir werden nach Hause fahren und alles neu sehen. Wir werden …